

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung Leipzig.
Telephon: 18698.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Blauproschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 8.50 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Die Leipziger Stadtverordneten stimmten der Ratvorlage wegen Anstellung eines Intendanten und Pachtung eines dritten Theaters durch die Stadt zu.

Der preussische Landwirtschaftsminister wehrt sich gegen den Verdacht, er habe etwas zur Vinderung der Fleischnot getan.

Die Reichsversicherungskommission beendete das Kapitel über die landwirtschaftliche Unfallversicherung und vertagte sich dann bis zum Zusammentritt des Reichstages.

In der österreichischen Delegation betonte der Ministerpräsident nochmals den ablehnenden Standpunkt Oesterreichs zur Einführung von Schiffsabgaben auf der Elbe.

Im englischen Unterhaus kündigte der Premierminister die Auflösung des Parlaments für den 28. d. M. an.

Im Schwarzen Meer sind bei einem Sturm zahlreiche Schiffe untergegangen.

Zur Methode kolonialer Ausbeutung.

II, Leipzig, 19. November.

Bis in die jüngste Zeit hinein war schon die gewalttätige Anwerbung, der einfache Menschenraub, mit skrupelloser Zerstörung der eingeborenen Arbeitskräfte verknüpft. Jetzt scheint dieses gewalttätige Anwerben vorbei zu sein. In der Tat ergibt sich ihre Abschaffung als eine ökonomische Notwendigkeit. Bei stetiger Ausdehnung des Plantagenbetriebs und daher regelmäßig wachsendem Arbeiterbedarf wird diese schöne Institution dadurch unmöglich, daß das bei den Eingeborenen durch den Menschenraub erregte Mißtrauen eine regelmäßige Arbeiterzufuhr abschneidet. Tatsächlich wächst nun die Ausdehnung des Plantagenbetriebs und damit der Arbeiterbedarf in den Südpazifikkolonien sehr rasch, sogar rascher als die Arbeiterzufuhr. Die angebaute Fläche (meist Kokospflanzungen, daneben Rautschutplantagen) wuchs von 1902/03 bis 1908/09 von 6445 auf 18 325 Hektar, das heißt beinahe auf das Dreifache, während die Arbeiter-

zahl im selben Zeitraum von 4652 auf 8311, also nicht einmal auf das Doppelte angewachsen ist. Der Pflanzler muß also seine primitiven Menschenraubmethoden aufgeben, um Arbeiter in genügender Zahl zu bekommen.

Aber auch ohne diese schmilzt die Zahl der Eingeborenen in den Anwerbegebieten sehr rasch zusammen, namentlich im nördlichen und mittleren Teil von Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover. Aus diesem Gebiet stammten 1905/06 1012 von insgesamt 2763 neu angeworbenen Arbeitern, also beinahe die Hälfte. Die Wirkung der Werbetätigkeit zeigte sich im Bezirk Kavieng (Nord-Neu-Mecklenburg) z. B. darin, daß auf 3000 junge Männer nur 400 Mädchen kamen. Im mittleren Neu-Mecklenburg zählte man 1907 auf 5128 Eltern insgesamt nur 1897 Kinder. Dazu ist festgestellt, daß trotz der großen Kindersterblichkeit der Kinderreichtum früher ein weitaus größerer war. In Uebereinstimmung mit Dr. Born, der als Regierungsarzt im Auftrag des Gouvernements die Frage der Bevölkerungsabnahme speziell studierte, findet Dr. Thurnwald den ursächlichen Zusammenhang zwischen dieser und der Anwerbung „höchst wahrscheinlich“. Der Zusammenhang ist dieser. Für die Plantagen Kaiser-Wilhelmslands werden in Neu-Mecklenburg viele Frauen angeworben. Insgesamt waren es ca. 825 Frauen, die zwischen 1905/07 für Deutsch-Neuguinea und Samoa angeworben wurden. Und zwar Frauen gerade in gebärfähigem Alter. Die Verführung mit der „Kultur“ fördert bei den Eingeborenen Abtreibung und Kindesmord. Ferner führt die Verbindung von Frauen zur Verbreitung von Geschlechtskrankheiten. Es ist zwar bei der Entlassung eine ärztliche Untersuchung vorgeschrieben, doch ist diese sehr oberflächlich. Neu-Mecklenburg war schon am frühesten durch Europäer (Walfischfänger) verheut. Die Wirkung der Verheutung wird dadurch erhöht, daß es einmal an ärztlicher Hilfe fehlt, daß dann aber die Eingeborenen an sich viel empfindlicher für Geschlechtskrankheiten sind. Diese haben in der Tat schon ganze Gegenden entvölkert. Zu dieser europäischen Kulturaufgabe kommen noch eine Reihe weiterer aus Europa eingeschleppter Krankheiten, die Wirkung europäischer Kleidung auf die Eingeborenen, der Schnaps usw.

Als Abwehrmittel werden das Verbot der weiteren Ausfuhr weiblicher Arbeitskräfte und Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten vorgeschlagen. Ob das aber noch hilft, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Es wäre ja nicht das erstemal, daß die Kolonisation ganze Gegenden, ja Rassen ausgelöscht hat. Es sei nur an die Tasmanier erinnert, von denen heute nur noch ein paar Schädel in den Museen übrig sind.

Es bliebe dann den Pflanzern nichts übrig, als die „gelbe Gefahr“, die Chinesen in erhöhtem Maße anzu-

werden. Schon jetzt werden chinesische Kontraktarbeiter nach Samoa (1123 in 1909) und Deutsch-Neuguinea zugelassen. Die Unverheirateten werden wieder zurückgeschickt, die Verheirateten lassen vielfach sich dauernd nieder. In Deutsch-Neuguinea wird ihnen auf Antrag Pachtland zugewiesen. Werden sie in Samoa vielfach als Plantagenarbeiter verwendet, so in Deutsch-Neuguinea vor allem als Handwerker, Zimmerleute, Bootsbauer, Schneider, Wäscher. Charakteristisch ist, wie die Entwicklung des chinesischen Selbstbewußtseins diese Arbeiter, die zumeist aus Süd-China stammen, „ziemlich anspruchsvoll“ gemacht hat. Sie lassen sich offenbar nicht geradezu als „Wilde“ behandeln. Sie verlangen „gute Wohnungen, eigene Kost, anständige Behandlung“. Außerdem gibt die chinesische Regierung gegenwärtig viel schärfer als früher auf die genaue Einhaltung der Arbeitsverträge acht. So ist es kein Wunder, wenn den Pflanzern die Eingeborenen am Ende lieber sind.

Ausrichten können wir nicht viel gegen die Menschenverwüftung, die in den Kolonien getrieben wird. Wir haben sie aber auf das schärfste zu denunzieren. Gegenüber der scharfmacherischen Presse, die uns als „waterlandslose Gesellen“ ausschreit, wenn wir gegen die Kolonialkriege, „Strafexpeditionen“ usw. protestieren, muß immer wieder die Ursache dieser „Revolution“ der Eingeborenen, die naturgemäß sich solange erneuern, bis die Widerstandskraft der Eingeborenen gegenüber der kolonialen Ausbeutung entweder gebrochen ist, oder sie selbst vom Erdboden verschwunden sind, aufgezeigt werden. Dann ist schließlich auch zu hoffen, daß das Werk unserer „braven Jungs“ von Soldaten, die sich in den Kolonien im Dicht des Kapitals zur Menschenfleischerei hergeben müssen, in andern Licht erscheint, als es die bürgerliche Presse bisher zu verbreiten beliebte.

Die Kolonialpolitik und die imperialistische Politik überhaupt ist ja die letzte Frucht des Kapitalismus vor dem herannahenden Sozialismus. Wie das Feuer, so erlischt der Kapitalismus, wenn er nicht ständig neuen Brennstoff findet. Nur indem er wächst, erhält er sich. Ihm diesen letzten Paß abschneiden, heißt also ihn ins Herz treffen. So erklärt es sich, daß alles, was am Kapitalismus überhaupt interessiert ist, sich für die Kolonialpolitik ins Zeug legt, auch wenn die betreffenden Schichten u n m i t t e l b a r gar kein Interesse an dieser haben. Damit wird die g r u n d s ä t z l i c h e Bekämpfung der Kolonialpolitik ein Schiboleth, das sämtliche herrschenden Klassen und ihren Anhang vom Proletariat scheidet.

Seuilleton.

Rutland.

Erzählung von Jonas Lie.

Aus dem Norwegischen überseht von Emilie Stein.

Nachdruck verboten.

Wirklich waren einige Küstentouren vor ihnen aufgetaucht; sie lagen da wie aus dem Meer gestiegene Nebelbänke mit regenbogenfarbigen Sonnenstreifen irgendwo weit drinnen auf einigen zackigen Felsrücken. Der Sturm jagte die Wolken in schweren zerfetzten Massen umher wie abgerissene schwarzgraue hängende Wollbündel, und hinderte sie, sich in Regenschürzen zu entleeren.

„Aber was ist das . . . da oben?“ — sie wies auf die Webeleinen.

„Ah, sieh da, Nils Kobbervig! — will wohl Luft schnappen!“

Der Koch hatte Nils des besseren Ausgucks wegen in den untersten Wanten postiert.

Jetzt kam er nach dem Mastherüber. „Wir brauchen das Fernrohr, Steuermann.“

„Bleib hier beim Steuer, Anders!“ — Kristensen ging selbst mit dem Fernrohr nach vorn.

„Es wird ja immer ärger — wir kommen doch wohl bald in die Schären?“ — fragte sie zitternd ihrem neuen Seltenmann.

„Ja, nun dauerts nicht mehr lange, Jungfer! . . . sie gucken bloß von den Webeleinen nach dem besten Einlauf aus.“

Kristensen war zu Nils Kobbervig in die Wanten gestiegen.

„Na, siehst du was vom Lande?“

„Wären wir nur weiter drinnen! es wird wohl der Tegefund südlich von Bergen sein, den wir da vor uns haben. Ja freilich, es muß der Tegefund sein! — Da — will der Kapitän nicht gucken? Ein Einschnitt im Felsen, ein Spalt wie mit einem kleinen Kamm einwärts. Ja, jetzt ist es fort . . . Da, sehen Sie doch!“

„Jawohl, es dürfte der Tegefund sein. Nils! Hoffen wirs! Denn bis in die Nacht dürften wir uns nicht halten. Wenn nur die See uns nicht zu weit hinuntertreibt.“

Als er den Koch Anders beim Steuer abließ, sagte er ruhig: „Nun wissen wir Bescheid, Jungfer! Da unten das, das ist der Tegefund. Wir steuern gerade drauf los! Halt nur wader Ausguck, Anders! . . . Rein, Jungfer — nicht abfallen, sonst fängt das Gieren wiederum an.“

Es war eine gewisse launige Munterkeit in seiner Stimme, die nach den letzten Stunden, in denen sie das Gefühl einer drohenden Gefahr gehabt, beruhigend auf sie wirkte.

Sie schossen nun rasch dahin, und das Land stieg immer deutlicher vor ihnen auf.

Es war gegen Ende des Nachmittags, beim Anbruch der Dämmerung.

Das Meer ging in mächtig schweren bleigrauen Bergen. Die Wolken trieben wie grauer Rauch landeinwärts, der Seewind peitschte, die Tane pfliffen, zischten und kreischten, während Anders zum Steuer hinüberwinkte.

Sie hatten gerade vor sich das Land — weiße Schaumfäden und Wasserfälle längs aller Felswände und Schluchten.

Kristensen stand ruhig beim Steuer; aber es entging Jungfer Gen nicht, wie der Schweiß in großen Tropfen über das breite Gesicht perlte. Es konnte ja die Anstrengung sein; denn sie sah, wie er das Steuer mit Riesenkräften handhabte.

Eine Weile danach sagte er sehr ernst, während er mit der Hand hinauswies:

„Sehen Sie, Jungfer, da hinein müssen wir. Der Einlauf ist eng. Nun heißt es keine Linie vom Kurs abweichen.“

Es waren zwei kleine Inseln oder Schären, zwischen denen sie hindurch mußten.

Sie sah die Helme der schweren Wogen über ihnen sausen und dröhnen und die Schären mit einem wirbelnd weißen Schaumsud bedecken, aus dem Säulen stiegen und Rauchwolken trieben, während sie selbst mit rasender Schnelligkeit ihnen entgegen flogen. Die Brust schnürte sich ihr zusammen, und sie hatte Mühe, Atem zu holen.

Wiederum hob die See das Fahrzeug empor. Sie sah Kristensens Gesicht weiß werden, sah ihn die Zähne zusammenbeißen, während er mit aller Kraft das Steuer hielt — und sie hatte ein Verlangen zu schreien — wild zu schreien!

Vielleicht tat sie es auch.

Sie standen gerade zwischen den beiden Inseln, über die die See weiß dahinging, während die Wasser Massen von beiden Seiten dröhnend auf das Deck stürzten — und mit einemmale lagen sie in vollständig ruhigem Wasser!

Es war der Tegefund, den sie genommen hatten; aber die Aufregung war so heftig und der Uebergang so plötzlich gewesen, daß Jungfer Gen halb bewußtlos ins Knie sank.

„Nein, Jungfer, das vergesse ich nie, daß ich Sie als Kameraden gehabt habe am Steuer des Rutland!“ Die Stimme des starken Mannes zitterte, und er biß sich in die Lippen, um seine Bewegung zu beherrschen.

Sie waren mit ihren nassen Segelfetzen und zerrissenen Schanzbekleidungen schon ein Stück in den Hafen geschossen, dessen Innenseite weiß war von Möven und schußsuchenden Seevögeln, als Kristensen wieder das Steuer hielte.

„Anders!“ rief er hinüber, frage Nils doch, wo man am besten ankern kann.“

(Fortsetzung folgt.)